



Aethiopia 09 (2006)

International Journal of Ethiopian and
Eritrean Studies

RAINER VOIGT, Freie Universität Berlin

Review article

Zur Grammatik des Z(w)ay

Aethiopia 09 (2006), 232–248

ISSN: 1430–1938

Published by

Universität Hamburg

Asien Afrika Institut, Abteilung Afrikanistik und Äthiopistik

Hiob Ludolf Zentrum für Äthiopistik

Review article

Zur Grammatik des Z(w)ay

RAINER VOIGT, Freie Universität Berlin

Trotz der umfassenden Forschungsarbeiten von WOLF LESLAU gibt es im Bereich der Guragesprachen noch viel zu tun. Dies gilt auch für die Idiome, die bereits von dem Altmeister der Äthiopistik monographisch behandelt wurden. Das Zway, von den Sprechern selbst Zay genannt, gehört dazu. Trotz seiner vor wenigen Jahren erschienenen Arbeit *Zway* (1999), die im wesentlichen auf Felddaufzeichnungen des Jahres 1950 beruht, ist eine neue Behandlung der Sprache erforderlich, welche dankenswerterweise RONNY MEYER nach intensiver Feldforschung auf sich genommen hat.¹

1. Phonologie

Erfreulicherweise benutzt der VERF. nicht das IPA-, sondern das traditionelle äthiopistische und semitistische Umschriftsystem – mit den beiden Ausnahmen ε für \ddot{a} , wie auch gerne in russischen äthiopistischen Arbeiten,² und η für \tilde{n} . Das traditionelle Umschriftsystem wurde allerdings nicht von LESLAU und HETZRON “aufgestellt” (wie der VERF. auf S. 27 meint), sondern ist seit langem in der Semitistik üblich, so z.B. schon in C. BROCKELMANNs *Grundriß* (Berlin 1908–1913), um nicht noch ältere semitistische Werke heranzuziehen.

Die Besonderheit der Darstellung und der wesentliche Fortschritt gegenüber der Darstellung von LESLAU besteht darin, daß in systematischer Weise zwischen einer phonetischen und einer phonemischen Ebene unterschieden wird. Dies ist wegen der unterschiedlichen Repräsentationen auf beiden Ebenen auch notwendig. Ein Beispiel (S. 178):

phonetisch:	$y\bar{a}y\check{c}ul$	‘welche nicht wissen’
phonemisch:	$y-?a-y-\check{c}l^w$	(Rel.-Neg.-3.pl.-wiss.Impf.-3.pl.)

Die Regeln, die die Wörter von der phonemischen auf die phonetische Ebene transponieren, muß man sich aus den jeweiligen Kapiteln zusammensuchen. In dem angeführten Beispiel sind vor allem die Regel $\varepsilon-?a > a$ und die

¹ In marginem RONNY MEYER, *Das Zay – Deskriptive Grammatik einer Ostguragesprache (Äthiosemitisch)*, Köln: Köppe, 2005; 422 S. € 39,80.

² Z.B. ТИТОВ, *Грамматика*, 1991.

Regel zu beachten, nach der das Element *-u* der 3. Plural hier nicht im Wortauslaut realisiert wird, sondern der letzten Silbe des voranstehenden verbalen Kernmorphems suprasegmental zugewiesen wird. Um die Position der Zuweisung des pluralischen Elements zu markieren, wäre es vielleicht sinnvoll gewesen, *-čəl-* anstelle von *-čl-* zu schreiben – was aber der VERF. ablehnt, weil er den Schwa’vokal für ein rein phonetisches Segment hält. Vermutlich nimmt der VERF. eine Zwischenstufe an, in der die Wörter syllabiert werden. Das suprasegmentale Segment ^{-w} kann aber auch in der Position nach dem verbalen Kernmorphem phonetisch realisiert werden, z.B. (S. 96):

phonetisch:	<i>ɣunoqlu-n</i>	‘sie nehmen’
phonemisch:	<i>ɣ-neql^{-w}-n</i>	(3. pl.- <i>nehm</i> .Impf.-3.pl.-Fokus)

Hier tritt die Endung der 3. pl. *-u* nicht nur in der gewohnten Position, sondern auch als Labialvokal in den beiden vorangehenden Silben in Erscheinung, wobei die Regeln $(ə)^w > u$ und $ε^w > o$ zu beachten sind (ich würde *ɣə^w-ne^wql-ə^w-n* umschreiben). Das suprasegmentale Element tritt hier nicht zwischen dem zweiten und dritten Radikal des Kernmorphems *-neql-*.

Der VERF. vermeidet den Ausdruck “suprasegmental” und verwendet stattdessen den Ausdruck “phonologisches Merkmal”, das sich “an alle Nuklei der vorangehenden Silben assimiliert” (S. 50). Beim Personalpräfix *ɣ-* muß der suprasegmentalen Zuweisung des ^{-w} eine Syllabierung vorangehen, also:

ɣ- > (Syllabierung) *ɣə-* > (Zuweisung von ^{-w}) *ɣə^w-* > *ɣu-*

In einem anderen Fall wird das phonologische Merkmal [+rund] in eine Position übernommen, wo – wenigstens ursprünglich – kein Nukleus vorhanden ist. Das suprasegmentale Element kann nämlich auch zwischen dem zweiten und dritten Konsonanten in Erscheinung treten, wo eigentlich primär kein Vokal anzusetzen ist (S. 96):

phonetisch:	<i>?aynoqulu</i>	‘sie nehmen nicht’
phonemisch:	<i>?a-ɣ-neql^{-w}-u</i>	(Neg.-3. pl.- <i>nehm</i> .Impf.-3.pl.-Deklar.)

(Die auf S. 97 gegebene Form “*noqul*” für */nqel^{-w}/* ‘nehmt!’ dürfte ein Tippfehler für *nuqol* (= *nə^wqe^wl*) sein.)

Es ist nicht ganz klar, weshalb das suprasegmentale Element an eine Stelle tritt, die normalerweise nicht mit einem Hilfsvokal besetzt ist. Gegen die Vermutung, eine Syllabierung *...q.l...* sei hier aus phonetischen Gründen nicht möglich, spricht das oben gegebene Beispiel *ɣunoqlu-n*. Es muß dennoch ein Hilfsvokal eingetreten sein:

*-*neql^{-w}* > *-*neqəl^{-w}* > *-*ne^wqə^wl*- [-*noqul*-] oder:
 *-*neql^[+rund]* > *-*neqəl^[+rund]* > *-*ne^[+rund]qə^[+rund]l*- > *-noqul-*

Dafür bleibt wegen der Syllabierung *.ʔay* in dieser (negativen) Imperfektform das Personalpräfix der 3. pl. von der Labialisierung verschont. Die verschiedenen Regeln sind offensichtlich noch nicht hinreichend erforscht. Es tritt hier wohl eine Resyllabierung ein, die einen Schwavokal in eine normalerweise dafür nicht vorgesehene Position bringt. Ein Beispiel für eine andere Syllabierung ist:

/t-ferd-b-n-āle-be/ (2.m.sg.-*verurteil*-gegen-1.pl.-Relat.Hilfsv.-2.m.sg.) >
təferəd-bən-ālex ‘du (m.), der du uns verurteilst’ (S. 52).

Was den tiefen Zentralvokal *ε* betrifft, welcher gewöhnlich mit *ä* umschrieben wird, so vertritt der VERF. zuerst die Meinung, diesem Vokal liege ein phonemisches */a/* zugrunde, s. das Schema der Kardinalvokale auf S. 44. In der Folge taucht diese phonemische Umschrift nur mehr selten auf. Es ist auch fraglich, ob man in den neueren äthiosemitischen Sprachen, ja selbst im Altäthiopischen, den tiefen Zentralvokal in dieser Weise wiedergeben sollte. Daß dieser Vokal auf ursemitisch **a* zurückgeht, wird damit nicht bestritten.

Zu Schwa’ als Epenthesevokal erwähnt der VERF. auch die Fälle, die eigentlich gegen die Annahme eines Hilfsvokals sprechen. So meint er gar, in manchen Fällen sei der Schwavokal obligatorisch, wie bei dem Substantiv *sər* ‘Wurzel’, wo er niemals getilgt werden könne, oder bei dem Imperativ *hərə* ‘grab (m.) ein Loch!’, wo er sogar in wortauslautender Position vorkommt. Die Schlußfolgerung, dennoch die Analyse des Schwa als Epenthesevokal für “angebracht” zu halten (S. 47), vermag ich nicht nachzuvollziehen. Als Lösung bietet sich an, ein epenthetisches Schwa’ von einem phonemischen Schwa’ zu unterscheiden, wie es auch für das Amharische angebracht ist, oder aber einen glottalen Verschuß als phonemisches Hilfselement anzunehmen, das für die richtige Setzung des Schwa sorgt, z.B. */səʔr/* > *sər*. Eine solche Lösung ist bereits für das Amharische vorgeschlagen worden; danach wird *yašəf(all)* ‘er schreibt’ phonemisch als */ysʔ-/* wiedergegeben (s. REZ.: *Hamzah* 1981). Für eine solche Analyse im Zway spricht auch die Bemerkung des VERF. (S. 49), daß *sər* ‘Gras’ auf ein Substantiv der Struktur */123/* (> *[1ə23]*) zurückgehe, in dem der Epenthesevokal die „noch freie C-Position“ (für den geschwundenen Laryngal) besetze, was zu einer Längung des Vokals führe. Ich glaube aber nicht, daß die freie C-Position durch einen Vokal besetzt wurde, sondern daß der sich immer mehr abschwächende Laryngal in zweiter Position ein Schwa nach sich erforderte, um ihn hörbar zu machen. So auch in der traditionellen Aussprache des Altäthiopischen: (altäthiopisch **sa ስጉ* >) *Zay* **sa ስጉ* (= */s ስጉ/*) > **sa ስጉ* > *səḥr* (= *səḥr*) ‘Gras’.

Weitere Beispiele für ein (phonemisches Schwa’ bzw.) tiefenstrukturell anzusetzendes ? sind:

ʔamb(ə) ‘Träne’ (S. 54): /ʔmb/ und /ʔmbʔ/ > *ʔamba*, vgl. G. *ʔambəṢ*, Te. *ʔ/Ṣʔn/mbəṢ* ‘id.’,
bələ ‘Arbeit’ (S. 46): /blʔ/ > *bələ*, zur Etymologie (G. *māb Ṣal* oder *bālḥa*) s. LESLAU: *Etymological* 1979, S. 138f.,
bolu ‘sie aßen’ (S. 58): /bälʔ^w/ > /belə^w/, vgl. G. *bälṢu* ‘id.’, aber bei einem Verb mit starkem letzten Radikal /neqel^w/ [*noqol*] ‘sie nahmen’,
hərə ‘grab (m.) ein Loch!’ (S. 46): /hrʔ/ > *hərə*, vgl. G. *käräyā* ‘graben’ ohne Laryngal als dritten Radikal (Einfluß von G. *kwärʔa*, ‘schlagen’?). Aus historischer Sicht geht *hərə* auf den belegten altäthiopischen Imperativ *käräy/kəri* (= *kəray*) (mit Laryngalisierung des dritten Radikals) zurück.

Erstaunlicherweise bemerkt auch der VERF., daß das Auftreten des Schwa’s durch “sprachhistorische Prozesse” zu erklären sei, und verweist auf die geschwundenen Laryngale (S. 47) – ohne daraus die nötigen Konsequenzen zu ziehen. Er meint, die “Analyse von Schwa als Epenthesevokal” sei nach wie vor “angebracht”. Dies meine ich auch – aber anders als der VERF. – und habe deshalb ein tiefenstrukturelles Element /ʔ/ angenommen, was das Auftreten von Schwa’ in all den Fällen erklärt, für die der VERF. keine Erklärung hat.

Die Annahme eines tiefenstrukturellen /ʔ/ ist auch zwingend bei der Beschreibung des Verbaltyps *bele* ‘er aß’, das als /beleʔε/ anzusetzen ist. Durch Wegfall des auslautenden -ε entsteht /beleʔ/ [*bele*], wie aus /neqelε/ [*neqel*] ‘er nahm’ entsteht. Der VERF. hat dies auch so gesehen, aber offensichtlich als sprachhistorische Erläuterung, die keinen Einfluß auf die synchrone Grammatikdarstellung hat.

Die Ansetzung von ^w und *u* ist manchmal schwer nachzuvollziehen. Das Possessivsuffix *-hum(ε)*, wie man es traditionellerweise schreiben würde (vgl. LESLAU’S *-hum*, *-hume*), wird in der Form *-h^wme* (mit Reduzierung des Auslautvokals im Wortauslaut) angesetzt (S. 81), wobei der Vorteil gegenüber der Schreibung *-hume* nicht klar wird. In anderen Fällen wird *u* verwendet, wo man eher *ə* ansetzen würde. Das Personalpronomen *wut* ‘er’ ist m.E. besser als *wətə* (bzw. in meiner Konzeption /wtʔ/) wiederzugeben. Dafür spricht einerseits die Form *wutə* in *ye-wutə-te gār-u* /*ye-wut-tā gār-u*/ (von-er-Fokus *Haus*-Deklarat.) ‘es ist sein Haus’ (S. 80) und andererseits die Form *wətə* in *le-wtə-te* ‘für ihn’. Mit dem Ansatz *wut* lassen sich nicht alle Oberflächenformen erfassen (LESLAU hat *ut*, *wət*).

Zu den häufigsten phonologischen Regeln gehört die Elision des auslautenden -ε, wie in der 3.m. sg. des Perfekts: *neqel* /*neqele*/ ‘er nahm’; tritt ein Suffix oder Enklitikon an, bleibt der Auslautvokal der Verbalform erhalten: *neqele-m* ‘nehmend/genommen habend’ (Konverb). Andere würden hier Morphemvarianten annehmen; der Ansatz ist aber konsequent durchge-

führt und bestätigt sich bei anderen Morphemen auch. In dem Umfang, wie das zentrale *-ε* elidiert wird, wird das ursprünglich lange *-ā* im Auslaut zu *-ε* gekürzt. Wenn dennoch in einigen Fällen ein langes *-ā* im Auslaut erscheint, wie beim Possessivsuffix der 1. sg. (*gār-ā* ‘mein Haus’), wird ein elidiertes finales Element (*-y ?*) vermutet, das den Erhalt des Langvokals sicherstellt. Es gehört zu den Vorzügen vorliegender Arbeit, die historische Dimension – wenn auch manchmal nicht in konsequenter Weise – einbezogen zu haben. In vielen Fällen ist dies kein Verstoß gegen das Synchroniegebot bei einer grammatischen Beschreibung, sondern eine Hilfe zum Verstehen der sprachlichen Strukturen.

Zur Klärung der Frage sind alle Fälle von belegtem *-ā* und von zu *-ε* verkürztem **-ā* gegenüberzustellen. Die Fälle von belegtem (und nicht verkürztem) *-ā* sind auf S. 47 verzeichnet. Dort wird für die Verkürzung nur ein einziges Beispiel, das des Pluralmorphems */-čāl/ > -čē*, gegeben. Andere Fälle sind */būrāl/ > būre* ‘Ochse’ (S. 54), */ʔēyāl/ > ʔeye* ‘ich’ (S. 77ff.), */gōbāl/ > gōbe* ‘Hügel’ (S. 44). Es ist nicht klar, ob bei dem akkusativischen Personalpronomen der 2.m. sg. *ʔate-n* ein Tippfehler (für *ʔatā-n*) vorliegt, da die isolierte Form auch *ʔate* lautet (S. 77ff.; LESLAU hat *atä, ata*).

Die Regeln, die von der zugrunde liegenden phonemischen Form zur phonetischen Oberflächenform führen, sind manchmal nicht klar zu erkennen, wobei es nicht auszuschließen ist, daß mir die Erklärung in dem nicht übersichtlich gestalteten Buch entgangen ist. Wenn z.B. *ye-hās* ‘von dir (f.), deines’ auf */ye-ʔačī/* zurückgeführt wird, so sind offensichtlich verschiedene Regeln zu beachten. Die Formen werden erst klar, wenn man bei LESLAU (S. 20) nachschlägt, wo es heißt, daß es (a) neben *ʔačī* auch *ʔaši* gebe, und (b) der *ʔ*-Anlaut dieses und anderer Personalpronomina nach Präpositionen zu *h* werde (*te-hačī* ‘mit dir (f.)’). Manchmal fällt es schwer, überhaupt einen Zusammenhang zwischen beiden Ebenen herzustellen. Wenn *yeā* ‘von mir, meines’ auf */ye-ʔeye/* (von-*ich*) zurückgehen soll (s.S. 64), scheint das sehr nützliche und im Prinzip nicht bestrittene linguistische Ebenenmodell zu seinem Ende zu kommen. Der Diphthong *eā* läßt sich phonetisch kaum aus (*ε*)*ʔeye* ableiten. (‘Diphthong’ wird übrigens wegen griech. δῖφθογγος ‘doppellautend’ mit *th* geschrieben, vgl. auch die englische Aussprache [*difθoŋ*].) Man könnte annehmen, daß der Auslaut, wie er in *ʔāyeā / ʔāyē-ā/* ‘meine Mutter’ (S. 64; LESLAU S. 24 hat hier die ganz andere Form *āya*) vorliegt, hier analogisch übernommen wurde. Andererseits ist die zugrundeliegende Form von *ʔeye* ‘ich’ */ʔeyāl/*, wie man von der akkusativischen Form *ʔeyā-n* weiß (s. S. 79).

Den phonologischen Teil möchte ich mit dem Hinweis auf einen ungewöhnlichen Lautwandel abschließen, den der VERF. (S. 69) eingehender als LESLAU (S. 3) beschreibt, nämlich den Wandel von *t* zu *h* [*x*]. Er begegnet bei dem Faktitivmorphem *ʔat-/ʔax-* und auch bei einigen Verbalwurzeln, z.B.

phonetisch: *tāqexl-ən-āho* 'du (m.) kannst'
 phonemisch: *t-ʔaqetl-n-ā-he-u* (2.sg.m.-könn.Impf.-Fokus-Aux.-
 2.sg.m.- Deklar.)

Das Verb *ʔaqetel(ε)* bedeutet übrigens 'können' und nicht – wie man auf den ersten Blick meinen könnte – 'töten lassen'.

2. Allgemeine und vergleichende Sprachwissenschaft

A. "pro-drop"-Sprache?³

Im morphologischen Teil ist eine kritische Bemerkung zu einigen Termini und Konzepten angesagt. Wenn es heißt: "Pro-Formen und Kongruenzmorpheme bilden eine geschlossene Klasse von Elementen, die auf Nominalphrasen referieren" (S. 77), so kann ich dem keinen rechten sprachwissenschaftlichen Sinn abgewinnen.

In dem vollständigen Satz *ʔidhi /ʔid-h^w-i/* 'ich sagte ihm' (ein Beispiel aus den Texten, S. 371) beziehen sich die beiden Personalelemente *-h^w-* und *-i-* nicht auf Nominalphrasen. Deshalb ist die Bezeichnung der Subjektskongruenzmorpheme, in der Arbeit abgekürzt als AgrS, und der Objektskongruenzmorpheme, in der Arbeit abgekürzt als AgrO, für diese beiden Arten von Personalelementen sprachwissenschaftlich zweifelhaft. Für das gesprochene Französisch z.B. könnte es bei der Beschreibung des Ausdrucks *moi je pense*, d.i. *m^wa žə-pās* 'ich denke' richtig sein, das Element *žə-* als präfigiertes Subjektskongruenzmorphem zu beschreiben, das die Konkordanz zum obligatorischen Subjekt des Satzes, d.i. *m^wa*, herstellt. Auch im deutschen *du denk-st* könnte man die Endung *-st* als Subjektskongruenzmorphem bezeichnen, das sich auf das obligatorische *du* bezieht.

In anderen Sprachen, wo kein selbständiges Personalpronomen stehen muß, wie im Lateinischen oder Amharischen, wird mit dem Personalelement keine Kongruenz ausgedrückt. So ist z.B. die Feststellung: "Das Perfektiv stellt die Kongruenz mit dem Subjekt des Satzes durch suffigierete AgrS-Morpheme dar" (S. 138) höchstens für diejenigen Sätze sinnvoll, in denen außerhalb der Verbalform noch ein nominales oder pronominales Subjekt genannt wird. Aber auch in solchen Sätzen ist es fraglich, ob das Personalsuffix in Kongruenz mit dem Subjekt des Satzes gewählt wird. Denn die ausdrückliche Nennung des Personennamens in dem Satz *Māmmō meṭā-nu* 'M. kam' (S. 345), das zu dem vollständigen Satz *meṭā-nu* 'er kam' (S. 345) hinzutritt, erfolgt ja mit der Maßgabe der Konkordanz zu dem in *meṭā* liegenden Personalelement. D.h. die Subjektskongruenz verläuft in anderer

³ Danach ist neben dem Englischen, das das Muster vorgegeben hat, z.B. Französisch "not a pro drop language", BOUCHARD, French 1988:89.

Richtung! Das explizite Subjekt wird hier in Konkordanz mit dem im Verb enthaltenen Personalelement gewählt. Der feminine Eigenname *ʔAlmāz* z.B. wäre dafür nicht geeignet. Ein Satz wie *Māmmō meṭā-nu* (besser: *Māmmō, meṭā-nu*) ist also zu verstehen als ‘Mammo, er kam’ – wenn man von dem Fokus- und Deklarativmarker absieht.

Auf diesen Punkt hat besonders GOLDENBERG hingewiesen (Word-structure 2005). Das Konzept, daß das personale Element in einer Verbalform ein „agreement-sign“ in bezug auf das vorangehende selbständige Pronomen darstelle,⁴ bezeichnet er sogar als “the great drawback of twentieth-century morphological analysis” (S. 172). Schuld an dieser Mißkonzeption ist die simplizistische Basisstruktur CHOMSKYScher Provenienz „sentence → NP + VP“, die eine selbständige Nominalphrase erfordert. Man muß diese Formel dahingehend verändern, daß man in den Subjekt und Prädikat fusionierenden Sprachen „NP“ als Subjekt in die Verbalform verlegt, also z.B.:

bōl < bā^wl / bāl^w ‘sie sagten’ (S. 388) = $VP=Vbāl-NP=S^w$.

Die Beziehung zwischen beiden muß als Prädikation ($\bar{\cap}$) und nicht als Addition ($V + S$) bestimmt werden, also: $V \bar{\cap} S$. Aber damit hat man sich schon weit vom ‚Geist‘ der Transformationsgrammatik entfernt.⁵ Wenn man in diesem Beispiel das selbständige Personalpronomen *ʔinommū* ‘sie (pl.)’ hinzufügt (*ʔinommū bōl*, a.a.O.), ergibt sich die Struktur (s. GOLDENBERG, *Pronouns* 2005):

$s V \bar{\cap} S$

“s” greift dabei das in dem verbalen Komplex schon ausgedrückte S (Subjekt) wieder auf. Die Sprachstruktur wird vollständig verkannt, wenn hier “s” als Nominalphrase (NP) und $V \bar{\cap} S$ als Verbalphrase (VP) bezeichnet wird und zudem postuliert wird, “S” beziehe sich in seiner Kongruenz auf “s”.⁶

Der VERF. verwendet in diesem Zusammenhang die verunglückte Bezeichnung „prodrop Sprache“ für das Zay, weil die Subjektsposition “unbesetzt bleiben” könne (S. 346). Diese Formulierung legt nahe, daß die Subjektsposition gewöhnlich besetzt sei. Danach sei also in dieser Sprache in solchen Sätzen etwas weggefallen, was eigentlich zu einem Satz gehöre, nämlich das selbständige Personalpronomen als Subjekt des Satzes. Auf diese absurde

⁴ So der VERF., der mit Hinweis auf die generative Syntax von einem “agreement with the subject” spricht (S. 93).

⁵ In der Transformationsgrammatik wird das “Problem der einzelsprachlichen Funktionen und der funktionellen Einheiten” gar nicht erst gestellt. Es wird nur die “kombinatorische syntagmatische Struktur” anerkannt, aber nicht die paradigmatischen Strukturen (COSERIU, *Einführung* 1988:153f.).

⁶ Des weiteren wäre dann V durch das umfassendere P (Prädikat) zu ersetzen.

Theorie kann eigentlich nur ein Sprecher einer – weitverbreiteten – Sprache gekommen sein, in welcher die Setzung des Personalpronomens obligatorisch ist. Wer hingegen einmal eine romanische, slawische oder semitische Sprache gelernt hat, wird sich darüber nicht wundern. Es gibt zahlreiche Sprachen ohne obligatorische Setzung des Personalpronomens, z.B.:

griech. εὑρηκα/ἠύρηκα ‘ich hab(‘s) gefunden’ (Archimedes),
 lat. *odi et amo* ‘ich hasse und liebe’ (Catull),
 ital. *eppur si muove* ‘sie (die Erde) bewegt sich doch’ (Galilei),
 port. *chove* [šovə], kast. *llueve*, ital. *piove*, rumän. *plouă*, (<) lat. *pluit*,
 neugriech. βρέχει ‘es regnet’,
 rumän. *tace și face* ‘er schweigt, erreicht aber dennoch viel’,
 russ. *tīše edeš’ dal’she budeš’* bzw. *тшше едешь дальше будешь* ‘je
 langsamer du gehst, um so weiter kommst du’
 hebr. *māšā’ iššāh māšā’ tōb* ‘Wer ein ehefraw findet/der findet was
 guts’ (Prov. 1822),
 arab. *ʔyyāka naʔbudu* ‘dir dienen wir’ (Koran) usw. usf.

Alle diese Ausdrücke sind wohlgeformte Sätze, in denen nicht eine Nominalphrase (NP) getilgt wird. COSERIU wendet sich bei der Behandlung der Transformationsgrammatik gegen die Darstellung der Sprache als Kombinatorik, als Kombination von Elementen. Schon bei der syntaktischen Ausgangsformel NP + VP zeige sich die Neigung, “Sprechen als Addieren zu interpretieren”. “Die Funktionen der Sprache können also nicht als Kombinationen dargestellt werden, weil Funktionen keine Elemente sondern Eigenschaften sind” (*Leistung* 1977, S. 78). Das Wesen eines Satzes besteht nicht in der Addierung von zwei Elementen (+), sondern in der besonderen Funktion der Prädikation, die zwei Elemente in besonderer Weise (→) miteinander verbindet. Die Funktion der Prädikation hat eine Richtung.

B. Prä- und Suffixkonjugation

Auf S. 93 heißt es: “In dieser Arbeit wird die traditionelle Trennung zwischen Präfix- und Suffixkonjugation nicht beibehalten”. Was damit gemeint ist, wird nicht klar. Ich kann mir nicht vorstellen, wie in der Beschreibung einer (äthio)semitischen Sprache die Trennung zwischen der Präfixkonjugation, genau den beiden Präfixkonjugationen (Imperfekt und Jussiv), und der Suffixkonjugation (Perfekt), nicht beibehalten werden kann.

Außerdem meint der VERF., daß der Begriff Präfixkonjugation “irreführend” sei, weil zu dieser Konjugation – wie allgemein bekannt ist – auch Suffixe gehörten. Dazu ist zu bemerken, daß nach den Regeln der deutschen Kompositabildung “Präfixkonjugation” eine Konjugation meint, die etwas

mit Präfixen zu tun hat, genauso wie ein "Butterbrot" ein Brot ist, das mit Butter zu tun hat. Wie auch ein Butterbrot mit Käse seinen Namen zu Recht trägt, so ist eine Präfixkonjugation immer noch eine, wenn Personalsuffixe hinzukommen.

Für diese Art von kombinierter Prä- und Suffigierung hat man verschiedene Vorschläge gemacht: Transfix, Confix, Interfix, Ambifix, Circumfix (= Zirkumfix) u.ä., s. GOLDENBERG, *Principles* 1994, S. 34, und *Lingvističeskij* 1990, S. 59f. STARININ (*Struktura* 1963) spricht von Konfixen, während er den Ausdruck Diffix für die interne Vokalisierung von Nomina und Verba verwendet. Der vom VERF. empfohlene Ausdruck Zirkumfixkonjugation für das Präsens (Imperfekt) und den Jussiv wäre natürlich in formaler Hinsicht treffender, er wird aber in der Arbeit praktisch nicht verwendet. Liegt dies vielleicht daran, daß die Zirkumfixe in zwei Teile aufgelöst werden sollen? Es wird eine Arbeit von SHARON ROSE zitiert, in der die Zirkumfixe des Imperfekts und Jussivs jeweils aus zwei Templaten bestehen sollen. "Die" erste "Template" (so die eingedeutschte Form [*templá:tə?*] des englischen Ausdrucks) werde "der Verbbasis präfigiert, die zweite suffigiert".⁷ Die Bedeutung des jeweiligen Zirkumfixes "ergebe sich dann aus der Kombination der beiden Templaten" (S. 94). Man konnte es schon ahnen: die Bedeutung der personalen Prä- und Suffixe ergibt sich aus der Kombination der beiden am Kernmorphem. Zum Glück haben, soweit ich sehe, diese Zirkumfixkonzeption und andere Ideen in dem Beitrag (wie die, daß die Imperfektform *yasäbbər* die zugrunde liegende Struktur Cv[CvCvCv]Cv aufweise)⁸ keinen Einfluß auf die vorliegende grammatische Beschreibung.

C. Wurzel und Schema

Es versteht sich von selbst, daß in einer semitischen Sprache Verbalformen aus den beiden ineinander verzahnten Morphemen oder Monemen Wurzel ($\sqrt{\quad}$, so BROCKELMANN, *Semitische* 1906, S. 96 und ²1916, S. 96) und Schema (Σ) gebildet sind. Dieses Konzept ist seit dem Mittelalter bekannt und jedem, der eine semitische Sprache kennt, direkt einsichtig.

Deshalb glaube ich nicht, daß der 'root and pattern' (= Wurzel und Schema)-Ansatz von HUDSON (*Arabic* 1986), auf den sich der VERF. beruft (S. 103), hier weiterführt. Sieht man sich diesen Artikel an, erkennt man keine

⁷ Diese Trennung der zusammengehörigen Morpheme erklärt sich durch die Probleme, die insbesondere die Phasen-Struktur-Grammatik hat, diskontinuierliche Elemente als ein Morphem zu beschreiben, s. WEYDT, *Chomsky* 1976, S. 34f.

⁸ Dabei repräsentieren das dritte und vierte C den gelängten zweiten Radikal *bb*; die Klammer soll [*säbbə*] umfassen.

Ähnlichkeit mit der Darstellung in dem vorliegenden Buch. Diese Konzeption hat also ebenfalls keine Auswirkung auf die grammatische Behandlung.

D. Grammatikalisierung und Hilfsverben

Das Konzept der Grammatikalisierungskette kommt bei den Hilfsverben (durchgängig "Auxiliare" genannt) zur Geltung. So wird auf das Existenzverb *?ale* 'da sein, existieren' (S. 150) eingegangen, das sich zum (echten) Hilfsverb *-el* (bzw. *-āl*) entwickelt habe (jeweils auch noch mit der Endung *-ε* vor Suffixen). In einer Fußnote wird auf die historische Entwicklung im Amharischen eingegangen, wo in den Kaiserliedern dieses Auxiliar noch nicht nach dem Imperfekt in Erscheinung trete, bei LUDOLF aber dann bezeugt sei. In der geschilderten Weise kann die Entwicklung nicht abgelaufen sein. Es ist kaum anzunehmen, daß die periphrastische Konstruktion mit *allä* erst im 17. Jahrhundert aufkam. Sie ist bereits im Altäthiopischen bezeugt und findet sich auch in den nördlichen Sprachen Tigre und Tigrinisch.

In der Arbeit werden insgesamt drei Arten von Hilfsverben unterschieden.

1) Zwei Arten von verbalen Einheiten werden als eigentliche Hilfsverben ("Auxiliare") aufgefaßt: das Existenzverb der Gegenwart *?ale* und das der Vergangenheit *nār*.

Es ist zu fragen, worin der Auxiliarcharakter dieser Existenzverben besteht. Daß sie sich gegenseitig ergänzen (das eine für die Gegenwart, das andere für die Vergangenheit), liegt daran, daß sie Suppletivformen darstellen.⁹ Daß sie z.B. keinen Infinitiv bilden, liegt daran, daß sie defektiv sind. Ich glaube nicht, daß man jedes defektive Verb als Hilfsverb bezeichnen kann. Im Tigrinischen kann man z.B. von dem Verb *?allo* den (durchaus nicht seltenen) Infinitiv *məbällaw* bilden, ohne daß dadurch dessen Hilfsverbcharakter geschwächt würde.

Außerdem treten im Zay andere Seinsverben ein, wenn diese Existenzverben in eine andere Form, z.B. in eine infinitivische Konstruktion, transformiert werden sollen. Im Zay sind es die Verben *hān*, *nār* und *neber* (S. 147), die in solchen Fällen eintreten. Folglich herrscht hier einfach Suppletivformenbildung.

Das Kriterium, nur über "eine sehr eingegrenzte eigene Semantik" (S. 145) zu verfügen, greift im Falle der Existenzverben nicht. Als weiteres Argument für den Hilfsverbcharakter wird vorgetragen, daß diese "Auxiliare" "auch zur Bezeichnung von Obligation und Possession verwendet" werden (S. 145). Dies trifft zweifelsohne zu, wie man auch aus dem bekannteren Amharischen

⁹ Vgl. französisch *je vais* 'ich gehe', aber *nous allons* 'wir gehen'. Die eine Form kommt von lat. *vadere*, die andere von lat. *ambulare*. Das Futur *j'irai* ist von lat. *ire* abgeleitet.

weiß, es kann aber nicht als Argument für den Auxiliarcharakter von *?ale* verwendet werden.

Schwer nachvollziehbar ist die Beschreibung des Verbs *hallo/halläwä* im Altäthiopischen, wo es heißt, dieses Verb würde vor allem verwendet, „um Nominalsätze zu bilden, deren Prädikat einen lokalen Ausdruck beinhaltet“ (S. 147). Dies wird DILLMANN (*Grammatik* 1899, S. 440f.) zugeschrieben. Dort heißt es jedoch, daß *halläwä* „meist seine volle Bedeutung“ habe. „Gleichwohl“ könne das Verb auch als „Bindewort“ zwischen Subjekt und Prädikat verwendet werden. Dies geschehe dann, wenn die Vergangenheit deutlicher zum Ausdruck gebracht werden soll, z.B. *wä-hallo ?Ǽgzi?a-bəher məslä-Yosef* ‘und Gott war mit Josef’ (Gen. 39₂) – man beachte die Vergangenheitsbedeutung. Es ist zu bezweifeln, daß hier ein Nominalsatz zugrunde liegt, selbst wenn es vergleichbare Sätze ohne *hallo* gibt. Auch die deutsche Übersetzung ‚vorhanden sein‘ ist kein Grund für eine Nominalsatzauffassung. In neueren äthiosemitischen Sprachen hat sich übrigens auch keine Kopula auf der Basis dieses Verbs entwickelt (s. LESLAU, *Étude* 1956, S. 79). Deshalb kann das Verb in dem zitierten Beispiel nur als Vollverb bezeichnet werden.

2) Die zweite Kategorie meint das aus dem Vollverb *?ale* entstandene Hilfsverb *-el(ε)*, das – mit einigen Besonderheiten – voll konjugiert wird und enklitisch an das Imperfekt bzw. in der Relativform an das Relativum *yä-* (mit der Entwicklung *yä-el(ε) > yäl(ε)*) tritt.

Interessant ist der Ansatz für ein weiteres Hilfsverb *-ā*, das nur in einigen Personen auftritt, z.B. 3.m. sg. *yənεql-ən-ā* (*-ən-* soll hier ein Fokusmarker sein, der in der folgenden Form nicht auftritt) neben *yənεqal-el* ‘er nimmt’ (man beachte die unterschiedliche Syllabierung). Er ist vielleicht aus dem Kuschitischen entlehnt, wobei der VERF. eine weitere Reduktion aus *-el* nicht ausschließen möchte.

3) Die dritte Kategorie schließlich umfaßt Verben, die gerne in periphrastischen Konstruktionen vorkommen, wie *bāl* ‘sagen’, *sān* ‘machen’, *hān* ‘werden’. Für sie wird der Terminus Stützverben eingeführt, der äußerst sinnvoll ist und übernommen werden sollte.

3. Morphologie

A. I. und II. Stamm des Semitischen

Auf S. 104 (Anm.) heißt es mit Bezug auf HUDSON (A and B type 1991), daß der äthiosemitische B-Typ des Verbums dem arabischen II. Stamm “ähnelt”. Diese “Ähnlichkeit” hat man, seit äthiopische Sprachen mit anderen semitischen Sprachen verglichen werden, als Identität aufgefaßt. So hat HIOB LUDOLF – vermutlich nicht als erster – in seiner *Grammatica aethiopica* (1702) die Verbalstambildung des Altäthiopischen mit der des He-

bräuschen und Arabischen verglichen und gleichgesetzt (S. 27). Daß einzelsprachlich der II. Stamm des Arabischen bzw. das Pi^(c)el des Hebräischen anders als der B-Typ des Zay funktioniert, ergibt sich aus der Verschiedenheit der Sprachen. Immerhin stimmt in der konkreten Verwendung dieses Stammes das Altäthiopische und Arabische darin überein, daß er zur Bildung von Denominativen dient, vgl. altäth. *läbbäwä* ‚Verstand haben‘ von *läbb* ‚Herz, Verstand‘, arab. *labbaba* ‚an der Brust, an der Kehle packen‘ von *labbatm* ‚oberster Teil der Brust‘ (ULLMANN, *Wörterbuch* 1983, s.v.).

Man wird auch nicht zustimmen können, wenn es – weiter HUDSON folgend¹⁰ – heißt, daß es für das Uräthiosemitische „keine Hinweise“ auf eine Ableitung des zweiten vom ersten Stamm gebe. DILLMANN (*Grammatik* 21899) meinte dazu, daß bei vielen Verben im zweiten Stamm deren erster Stamm aufgegeben worden sei. „In der That gibt es nur sehr wenige Wurzeln, von denen der erste und zweite Stamm zugleich in Gebrauch ist“ (S. 132). Als sichere Beispiele führt er an:

mäslä, mäsäälä ‚gleich, ähnlich sein‘ – *mässälä* ‚vergleichen‘,
ḥag^wlä ‚untergehn‘¹¹ – *ḥagg^wälä* ‚zu Grunde richten‘,¹²
ṣasäbä ‚mieten‘ – *ṣassäbä* ‚vermieten‘,
ṣänṣa ‚fest sein‘ – *ṣännṣa* ‚... machen‘,
ṣarqä, ṣaräqä ‚nackt sein‘ – *ṣarräqä* ‚entkleiden‘.

Weitere Beispiele sind:

sälätä ‚vollständig, unversehrt sein‘ – *sällätä* ‚... machen‘,
gärämä ‚schrecklich sein‘ – *gärrämä* ‚erschrecken‘.

Wenn diese Beispiele gesichert und nicht anderweitig (d.i. etwa durch arabischen Einfluß) zu erklären sind, muß die Verbalstammableitung I. → II. für das Uräthiosemitische rekonstruiert werden. In den Einzelsprachen ist sie dann bis auf Reste aufgegeben worden.

B. Verbklassifizierung

Ein wichtiges Thema ist die Klassifizierung der verschiedenen Verbalklassen und -typen (S. 106–129), die hier in einigen Aspekten beleuchtet werden soll; die vierradikaligen Verben bleiben dabei außer Betracht.

¹⁰ Bei der wohlwollenden Behandlung des AUTORS wird nicht erwähnt, daß dieser – in ganz befremdlicher Weise – einen Zusammenhang zwischen dem äthiopischen B-Typ und dem Verdoppelungsstamm des Semitischen ablehnt; die dahin gehenden Bemühungen der Semitisten seien „entirely futile“.

¹¹ DILLMANN gibt in seinem Wörterbuch die Formen mit *b* an.

¹² Für diesen Stamm wird in dem Wörterbuch noch kein Beleg angeführt.

Der Ausgangspunkt ist die klassische Einteilung in die Typen A : B : C, die die arabische und auch ursemitische Einteilung in den I., II. und III. Stamm widerspiegelt. Die Definition, daß im B-Typ des Äthiopischen ein Radikal durchgängig gelängt ist, trifft schon für das Amharische nicht (mehr) zu. Im T₂-Stamm wird bekanntlich der vorletzte Radikal im Jussiv (*yässäbär*)/Imperativ (*täsäbär*) und Infinitiv (*mässäbär*) nicht gelängt.

Für das Zay kann die Längung kein primäres Kriterium sein, da sie einerseits im Verlauf der Sprachgeschichte aufgegeben und andererseits in jüngster Zeit durch viele Entlehnungen aus dem Amharischen wieder eingeführt wurde.

Die Klassifizierung, die der VERF. vorschlägt, orientiert sich (a) an der Anzahl der Radikale und (b) an dem Vokal nach dem ersten Radikal im Perfekt (3. m. sg.!). Beide Prinzipien halte ich angesichts unserer Kenntnis anderer äthiosemitischer Sprachen für nicht zureichend. Wäre das Zay die erste bekannte Sprache dieser Sprachgruppe, müßte man sich vielleicht bei einer ersten Beschreibung mit dieser formalen Klassifizierung begnügen. Wir wissen aber schon etwas mehr, so daß dieses Verfahren einen Rückschritt bedeutet.

Das Kriterium der Anzahl der Radikale ist nur oberflächenphonetisch von Bedeutung. Vom Morphologischen her gehören die „zweiradikaligen“ Verben ganz verschiedenen Ursprungs nicht zusammen. Was verbindet denn z.B. die beiden Verben *čiq* (1. sg. *čiqh^w*) ‘müde sein’ und *geb* (1. sg. *gebā-h^w*) ‘hineingehen’? Daß beide schwache Verben sind, ist etwas wenig. Denn das erste ist ein *mediae infirmes* Verb mit *č* als erstem und *q* als drittem Radikal, und das zweite ein *tertia infirmes* Verb, bei dem der dritte Radikal z.B. in der Form der 1. sg. des Perfekts (*gebā-h^w*) in Form des langen *ā* auftaucht. Der Fehler liegt daran, ‘Radikal’ mit ‘Konsonant’ zu verwechseln. Auch sonst im Semitischen muß dies unterschieden werden. Im Arabischen bezeichnet man die Verbaltypen *qāma* ‘aufstehen’ und *ramā* ‘werfen’ nicht als zweiradikalig, sondern als schwache Verben, d.s. dreiradikalige Verben, deren zweiter bzw. dritter Radikal schwach, d.i. ein Vokal (in diesem Falle U bzw. I), ist.

Das zweite Kriterium, d.i. der Vokal nach dem ersten Radikal (bzw. bei vierradikaligen Verben nach dem zweiten Radikal), ist noch weniger geeignet, den Zusammenhang der Verbalklassen zum Ausdruck zu bringen. So werden die beiden Verben *ħd* (1. sg. *ħd-h^w*) ‘sprechen’ und *čhel* (1. sg. *čhel-h^w*) ‘pflanzen’ in einer Klasse, nämlich der mit einem Vokal *ī*, zusammengefaßt. Beim ersten Verb ist jedoch das lange *ī* Ergebnis der Kontraktion des mittleren Radikals (vgl. Soddo, Wolane *ewädä*, Mäsqa *ewwädä*) mit der perfektischen Vokalisierung, während beim zweiten Verb der Langvokal *ī* Ausdruck des II. Stammes (B-Typs) ist, vgl. Mäsqa, Goggot *čäkkälä*, Soddo *čikkälä*.

Wenn man nach dieser Methode die amharischen Verbaltypen ‘klassifizieren’ wollte, kämen *šafä* ‘schreiben’ und *barräkä* ‘segnen’ in eine Klasse, obwohl der Langvokal in der ersten Form das Ergebnis des Laryngalschwundes und in der zweiten Merkmal des III. Stammes (d.i. des C-Typs) ist. Eine solch formalistische und sinnentleerte Darstellung hätte vermieden werden können, wenn der VERF. mehr Semitistik und weniger Transformationsgrammatik betrieben hätte.

Dabei ist dem VERF. durchaus aufgefallen, daß die formale Gleichheit in der 3.m.sg., wie z.B. in *čāl* ‘wissen’ und in *fāč* ‘wollen, mögen’, nur im Perfekt gilt. Das Imperfekt dieser Verben lautet unterschiedlich: *γəčl-* (bzw. *γəčəl-*) und *γəfāč-*, also mit Schwund des Langvokals nur im ersten Fall. Die richtige Erklärung (Laryngal im einen und mehr oder weniger ursprünglicher Langvokal im zweiten Fall) ist dem VERF. wohl erst nach der Erarbeitung der Verbaltypensystematik aufgefallen, sonst hätte er sie noch berücksichtigen können.

C. Negatives Perfekt und Jussiv

Unter den vielen wichtigen und detailreich präsentierten grammatischen Zügen des Zay verdient die besondere Beziehung zwischen negativem Perfekt und Jussiv bei einigen Verbaltypen eine besondere Erwähnung (S. 194). Denn erstaunlicherweise wird das negative Perfekt nicht von derselben Basis wie das positive (d.i. *neqel-* ‘er nahm’) gebildet. Es tritt stattdessen die Basis des Jussivs/Imperativs (d.i. *-nqel*) ein. Vgl. die folgenden Formen in ausgewählten Personen (S. 97, 173):

	pos. Jussiv	neg. Perfekt	pos. Perfekt
sg. 3. m.	<i>yenqel-u</i>	<i>ʔal-nəqel</i>	<i>neqel /neqeɛ/</i>
f.	<i>tenqel-u</i>	<i>ʔal-nəqelət</i>	<i>neqelət</i>
1.	<i>lenqel-u</i>	<i>ʔal-nəqelux</i>	<i>neqelux /neqelb^w/</i>
pl. 3.	<i>yenqol-u</i> <i>/yenqeɫ^w-u/</i>	<i>ʔal-nuqol</i> <i>/ʔal-nəqeɫ^w/</i>	<i>noqol /neqeɫ^w/</i>
Basis	<i>-nqel-</i>	<i>nqel-</i>	<i>neqel-</i>

Diese morphologische Besonderheit tritt auch bei vielen anderen Verbalklassen in Erscheinung, nach der vorliegenden Klassifizierung bei den Verbaltypen A und F – mit Ausnahme der Verben, die eine Konsonantenlänge an den Tag legen. Dies zeigt einerseits, daß die Gruppe F eigentlich zu A gehört, und andererseits, daß die geminierten Verben eigentlich nicht zu A gehören. Entscheidend für alle diese Verbalklassen ist, ob die Jussiv-/Imperativformen in den Grundstämmen (d.s. 0_{1ff}) die zugrunde liegende Morphemstruktur *-C₁C₂äC₃-* aufweisen.

Den nicht klaren Überlegungen zur Erklärung dieses Sachverhalts (S. 194) glaube ich den Hinweis auf einen Zusammenhang mit dem semitischen Jussiv *jaqtul* des Grundstammes entnehmen zu können, wenn man den nicht näher erläuterten "alten Perfektiv" so interpretieren möchte. Zumindest könnte dies einen Ansatz für einen Erklärungsversuch darstellen. Wenn man eine Vergleichung mit arabisch *lam jaktub* 'er schrieb nicht' wagen wollte, wäre zu beachten, daß in der Form *jaktub* die Personalelemente präfigiert sind (*j-aktub*), während sie in den Zayformen (ausschließlich) suffigiert sind, z.B. *ʔal-nəqel-ux*.

Ich halte diesen Unterschied für kaum überwindbar. Nicht nur hier hätte mehr semitistische Literatur berücksichtigt werden können. So ist z.B. von der "Richtigkeit" einer unlängst von einem amerikanischen Linguisten geäußerten Annahme die Rede, daß das Verbalsystem des Äthiosemitischen aus "drei Verbbasen" bestehe (S. 194). Keiner, der eine äthiosemitische Sprache gelernt hat, wird jemals etwas anderes zu hören bekommen haben. Bereits HIOB LUDOLF hat in seiner Grammatik des Altäthiopischen (Grammatica 1702, S. 37) festgehalten:

"Tempora tria habent: *Præteritum, Præsens – simul Futurum, & Præsens Subjunctivi*".

4. LESLAU: *Zway* 1999 und MEYER: *Zay* 2005

Die obigen teilweise kritischen Bemerkungen sollen nicht verdecken, daß es sich bei der vorliegenden Arbeit um einen sehr wichtigen Beitrag zur Äthiosemitistik handelt. Zum ersten Mal ist – über LESLAU hinausgehend – ein Gurageidiom in einer bisher nicht üblichen Weise umfassend dokumentiert und beschrieben worden. Nur die erste Hälfte der Arbeit ist dabei oben kritisch durchleuchtet worden. Unberücksichtigt blieb die andere Hälfte mit der Behandlung der Syntax und der Fokuskennzeichen, die von Umfang und deskriptiver Akribie her weit über das übliche Maß in grammatischen Beschreibungen hinausgeht.

In dem hier besprochenen morphologischen Teil der Arbeit wäre es nützlich gewesen, wenn noch mehr auf die LESLAUSche Darstellung eingegangen worden wäre. Leider kommt nur selten zum Ausdruck, welche Sprachfakten schon in der grammatischen Beschreibung des Zway durch LESLAU vorkommen. Da die beiden Arbeiten auch verschieden aufgebaut sind, ist eine Vergleichung sehr erschwert. Auf Grund des viel längeren Aufenthalts des VERF. gegenüber dem nur kurzen Aufenthalt des Altmeisters der Äthiopistik konnte eine größere Exaktheit der Formen und des syntaktischen Gebrauchs erreicht werden. Trotz der geringen Zeit, die ihm im Jahre 1950 zur Verfügung stand, hat andererseits LESLAU doch ein be-

wundernswert reiches Bild der Sprache vermittelt, das jetzt durch die Arbeit des VERF. in vielen Zügen präzisiert und verfeinert werden konnte.

Geändert hat sich auch der sprachwissenschaftliche Aufwand. Während die Beschreibung LESLAUs an der traditionellen semitischen Grammatik orientiert ist, versucht der VERF. neue linguistische Beschreibungsmodelle einzuführen. Dies kann nur zum Teil als geglückt bezeichnet werden. Wenn z.B. Elemente der Transformationsgrammatik einfließen, führt dies zu einem Rückschritt an linguistischen Einsichten.

Das in manchen Teilen nicht einfache Durcharbeiten der vorliegenden Grammatik hat die Einsicht gefördert, wie einfach wir es vormals mit den zahlreichen Grammatiken äthiosemitischer Sprachen aus der Feder des Altmeisters hatten. Die einfach strukturierte Gliederung, die vielen Verbtabelle und ein ausführlicher Index haben immer dazu geführt, auf Anhieb eine sprachliche Erscheinung, über die man sich informieren wollte, zu finden. Diese Zeiten sind nun vorbei. In vorliegender Arbeit finden sich die Paradigmen verstreut in verschiedenen Abschnitten. So habe ich mir z.B. nicht notiert, wo sich das Paradigma für die Verbalklasse *tertia laryngalis bele* 'er aß' befindet (ganz wenige Formen auf S. 109); man müßte den ganzen Band durchblättern, um das Gewünschte zu finden (der Index hilft hier nicht weiter). In solchen Fällen wird man dann wieder auf LESLAU zurückgreifen – selbst auf die Gefahr hin, etwas veraltetes Material zu bekommen.

Es bleibt zu hoffen, daß die neue Grammatik die Aufmerksamkeit findet, die sie wegen ihres Materialreichtums und methodischen Aufwands verdient.

Literatur

- BOUCHARD, DENIS, "French voici/voilà and the analysis of pro-drop". *Language*, 64 (1988), S. 89–100.
- BROCKELMANN, CARL, *Semitische Sprachwissenschaft*, Leipzig 1906, 21916.
- ID., *Grundriß der vergleichenden Grammatik der semitischen Sprachen*, Bd. 1–2, Berlin 1908–1913.
- COSERIU, EUGENIO: *Leistung und Grenzen der transformationellen Grammatik*, Tübingen 1977.
- ID., *Einführung in die Allgemeine Sprachwissenschaft*, Tübingen 1988.
- DILLMANN, AUGUST, *Grammatik der äthiopischen Sprache*, Leipzig 21899.
- GOLDENBERG, GIDEON, "Principles of Semitic word-structure". *Semitic and Cushitic studies*, Wiesbaden 1994, S. 29–64. [Nachdr. in ID., *Studies* 1998, S. 10–45.]

- ID., *Studies in Semitic linguistics – selected writings*, Jerusalem 1998.
- ID., “Word-structure, morphological analysis, the Semitic languages and beyond”. *Proceedings of the 10th Meeting of Hamito-Semitic (Afroasiatic) Linguistics*, Florenz 2005, S. 169–193.
- ID., “Pronouns, copulas, and a syntactical revolution in Neo-Semitic”. *Studi afroasiatici – XI Incontro Italiano di Linguistica Camitosemitica*, Mailand 2005, S. 243–257.
- HUDSON, GROVER, “Arabic root and pattern morphology without tiers”. *Journal of Linguistics* 22 (1986), S. 85–122.
- ID., “A- and B-type in Ethiopian and Proto-Semitic”. *Semitic Studies in honor of Wolf Leslau ...*, vol. 1, Wiesbaden 1991, S. 679–689.
- LESLAU, WOLF, *Étude descriptive et comparative du Gafat (Éthiopien méridional)*, Paris 1956.
- ID., *Etymological dictionary of Gurage (Ethiopic)*, vol. 3, Wiesbaden 1979.
- ID., *Zway – Ethiopic documents: grammar and dictionary*, Wiesbaden 1999.
- Lingvističeskij enciklopedičeskij slovar’*, Moskva 1990.
- LUDOLF, HIOB, *Grammatica æthiopica*, ed. secunda, Frankfurt am Main 1702.
- STARININ, VSEVOLOD P., *Struktura semitskogo slova*, Moskau 1963.
- TITOV, EVGENIJ GR., *Grammatika amcharskogo jazyka*, Moskau 1991.
- ULLMANN, MANFRED, *Wörterbuch der klassischen arabischen Sprache*, Bd. II. 1., Wiesbaden 1983.
- VOIGT, RAINER, “Hamzah als Konsonant im Amharischen”. *Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft*, 131 (1981), S. 234–262.
- ID., Bespr. von WOLF LESLAU: *Zway – Ethiopic documents: grammar and dictionary*, Wiesbaden 1999. *Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft*, 153 (2003), S. 187–190.
- WEYDIT, HARALD, *Noam Chomskys Werk – Kritik, Kommentar, Bibliographie*, Tübingen 1976.